

Zeitschrift: Appenzeller Kalender
Band: 242 (1963)

Artikel: Burgen und Burgenforschung
Autor: Schneider, Hugo
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-375756>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 18.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Burgen und Burgenforschung

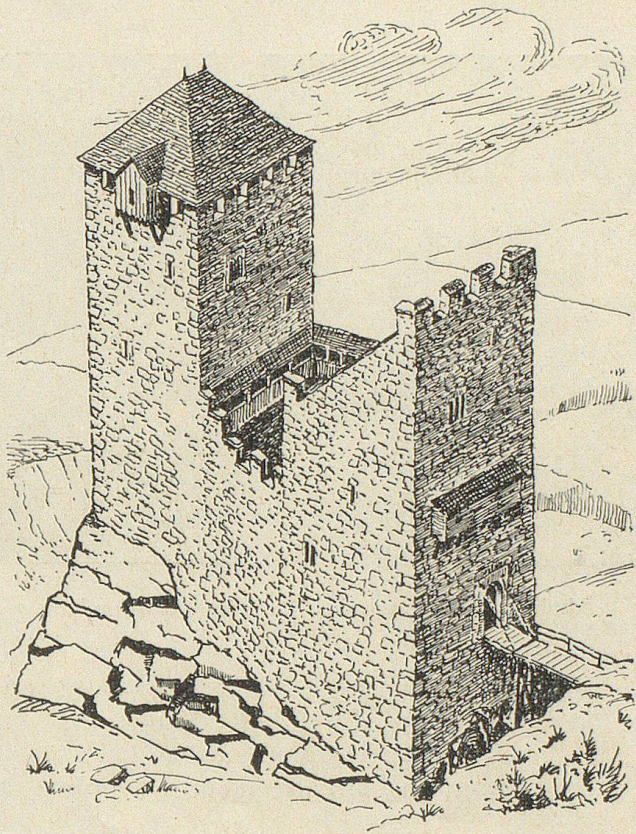
Von Hugo Schneider, Präsident des
Schweizerischen Burgenvereins

Burgen üben auf viele Menschen einen ganz besonderen Reiz aus. Das verwunschene Schloß, die sagenumwobene Ruine lockt den jungen Burgenforscher zu allerlei Nachforschungen. Aber auch der Erwachsene beschäftigt sich häufig mit der Geschichte eines Wehrbaues und mit der Geschichte seiner ehemaligen Bewohner. Fast immer handelt es sich dabei um Lokalforschung. Nichts steht dem Laienforscher näher als die Geschichte seiner engeren Heimat, und da ist es verständlich, daß der in den engeren Gemarkungen der Heimat sich befindende historische Wehrbau das spezielle Augenmerk verdient.

Wissenschaftlich hat dies seine Konsequenzen. Wohl existieren verschiedene Detailuntersuchungen; allein, die große überblickende, zusammenhängende Arbeit fehlt. Die *Burgenkunde* ist, und das darf nicht vergessen werden, eine noch sehr junge historische Wissenschaft, die allerdings, wenn sie einmal richtig ausgebaut und ausgerichtet, einen gewichtigen Beitrag zum Geschichtsbild unserer Heimat liefern wird.

Die Burgen sind noch die wenigen sichtbaren Zeugen einer vergangenen Kultur. Neben der Kirche waren die Adeligen aller Stufen und Ränge die wesentlichen Kulturträger des Mittelalters. Erst im 12. und dann vor allem im 13. Jahrhundert haben ihnen die aufstrebenden Städte diesen Rang mit Erfolg streitig gemacht. Es ist darum selbstverständlich, daß wir diesen stummen Zeugen, den noch erhaltenen Wehrbauten, wie den Ruinen und auch den im Erdboden versteckten Fundamenten und Kleinfunden die gebührende Wichtigkeit beimessen.

Aus diesen Überlegungen heraus wurde vor rund 30 Jahren der *Schweizerische Burgenverein** ins Leben gerufen. Damals galt es vor allem, den Gedanken an die Burgen und die Liebe und das Verständnis ins breite Volk hinaus zu tragen. Heute ist diese Werbeaktion im großen abge-

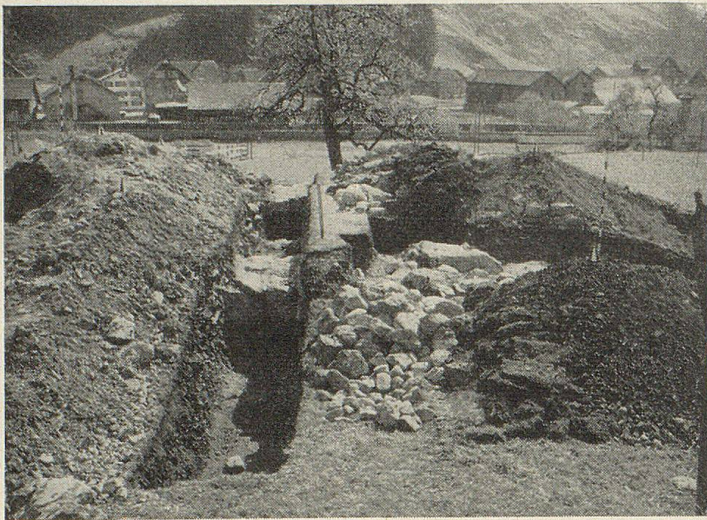


Rekonstruktionsversuch Burg Radegg SH

schlossen. Das Verständnis ist sowohl bei Volk und Behörde vorhanden, so daß jetzt die aufbauende, die schönere, aber auch die anstrengendere Arbeit an die Hand genommen werden kann.

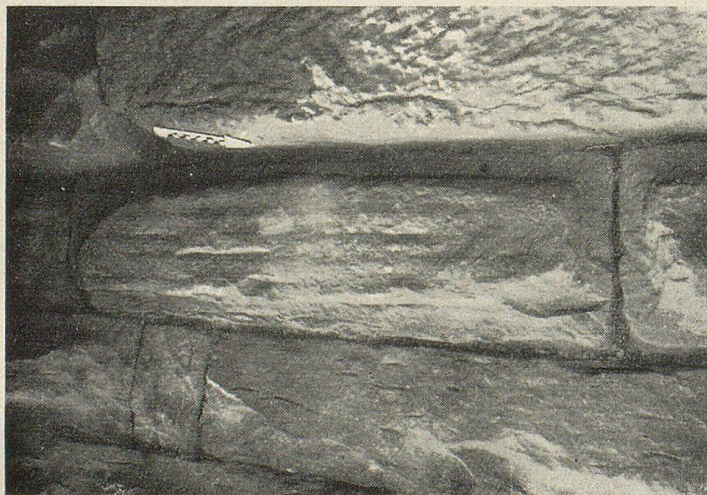
Es heißt also heute noch erhaltene Burgen restaurieren, renovieren und vor weiterem Zerfall und künstlichen Eingriffen zu schützen. Daneben hat aber die andere Arbeit, die Untersuchung mit dem Spaten an Bedeutung ganz entscheidend zugenommen. Die schriftlichen Quellen sind im allgemeinen heute erfaßt und bereits zu einem beträchtlichen Teil publiziert. Neue Erkenntnisse in bezug auf die Burgen sind wohl im größeren Stil kaum zu schaffen. Dies vor allem auch deshalb, weil die schriftlichen Quellen sich selten mit dem Bau selbst und dessen Entwicklungsgeschichte beschäftigen. Es handelt sich doch mehrheitlich nicht um Bau-, sondern um Gerichtsakten. Kaufverträge wurden festgehalten, Eigentumsverhältnisse geregelt. Als Zeugen traten Adelige auf. Burgenkunde aus diesen Quellen, ohne genügende Berücksichtigung des Objektes selbst, beschränkt sich fast nur auf genealogische Pro-

* Mitglied kann jeder werden. Jahresbeitrag Fr. 10.—



Ahaburg, Sondierschnitt durch die Turmfundamente

bleme, das heißt, es handelt sich fast durchwegs um die Geschichte des ritterbürtigen Geschlechts. In diese Lücke hinein springt nun die Archäologie. Sie versucht dem Forscher und dem Interessierten anhand der Fundumstände an Ort und Stelle Einblick in die Lebensgewohnheiten, in die Wohnkultur im weitesten Sinne der ehemaligen Bewohner zu geben. Ohne Spatenarbeit ist deshalb auch eine vernünftige Restaurierung einer Ruine heute nicht möglich. — Solche archäologische Untersuchungen sind aber eine technische Wissenschaft; sie können nur vom Fachmann geleitet werden,



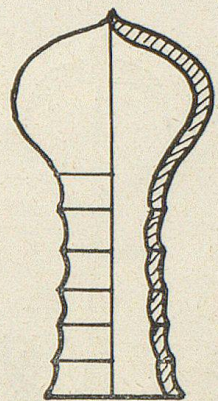
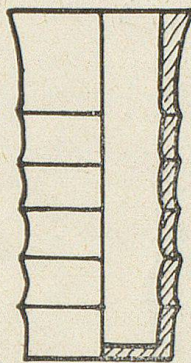
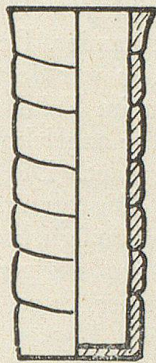
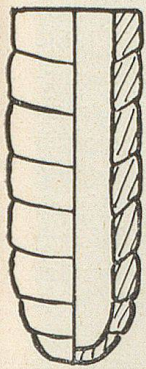
Detail der ursprünglichen Außenverkleidung des Turms der Ahaburg (Uri)

und auch die allergrößte Begeisterung des Laien genügt nicht. Es ist daran zu denken, daß mit jedem Spatenstich, mit jedem Pickelhieb ein Stück des ursprünglichen Zustandes gestört wird. Die «Urkunde» wird zerschunden und zerstückelt und kann nachher nicht mehr in ihren alten Zustand zurückversetzt werden. Die «Urkunde» muß also während des Ausgrabens laufend «gelesen» werden. Wenn einmal die Mauerzüge frei liegen, der Grundriß der ehemaligen Anlage zu erkennen ist, so bildet dies nur einen Teilausschnitt aus dem ganzen Quellenmaterial. — Es kann also nicht genügend vor böswilligen und auch vor unsachgemäßen Grabungen gewarnt werden. Doch wird mir vielleicht einmal Gelegenheit geboten, über die Ausgrabungsmethoden und ihre Probleme in einem separaten Aufsatz zu berichten.

Wo steht nun heute die Burgenforschung? Was wissen wir über unsere alten Wehrbauten? Leicht sind die Grenzen nicht zu ziehen. Wir wissen viel, aber wir wissen es meist noch ungenau und können es vor allem örtlich und zeitlich noch nicht genügend eingrenzen.

Die in den letzten Jahren unternommenen Ausgrabungen in unserem nordöstlichen Landesteil haben ergeben, daß nur noch wenige frühe Burgen erhalten geblieben sind. Mehrheitlich handelt es sich lediglich um rudimentäre Teile der ehemaligen Anlage. Die meisten Trakte sind im Verlaufe der Jahre hinzugebaut worden. Dadurch ist das Herausschälen des Urbestandes gar keine leichte Sache. Bei den wenigsten Burgen kennen wir das Entstehungsjahr. Aber auch die Zeit des Abganges ist wenig genug bestimmt.

Grundsätzlich dürfen wir *zwei* Burgentypen unterscheiden. Einmal jenen, der aus einem Ringwall aus Stein oder Erde entstanden ist, der also von außen nach innen gewachsen ist, der erst nach und nach mit Holz- oder Steinbauten versehen wurde und wohl am ehesten mit der germanischen Fliehburg in Verbindung zu setzen wäre. Daneben aber gab es den andern Typ, der in seinem Element aus einem festen Turm, dem Bergfried bestand, anfänglich noch mit Wall und Graben geschützt war, nicht aber immer schon eine Ringmauer besessen hatte. Diese Burg hatte sich langsam von innen nach außen entwickelt und vergrößert. An den Turm lehnten sich die jüngeren, bequemen Wohnbauten, daran wie-



Entwicklung der «Röhren»-Kachel, 11.—13. Jahrhundert; «Pilz»-Kachel, um 13. Jahrhundert

derum die Ökonomiegebäude. Die Entwicklung ging also von innen nach außen.

Andererseits wissen wir, daß vor dem 11. Jahrhundert kaum Steinbauten bei Burganlagen Verwendung fanden, ganz im Gegensatz zu den sakralen Gebäuden. Aus Stein waren lediglich, immer auf das Mittelalter bezogen, die Pfalzen, die königlichen und kaiserlichen Residenzen ausgeführt. Der Holzbau lag unseren Vorfahren viel näher. Dieser Baustoff war denn auch in großen Mengen vorhanden. Im Flachland dagegen stieß die Beschaffung von Steinen zu Bauzwecken bereits auf große Hindernisse. Aus Stein waren anfänglich nur die Bergfriede, die Wehr- und Wohntürme. Ringmauern vor dem 13. Jahrhundert sind selten. An ihrer Stelle führte man Erdwälle auf und verstärkte sie mit Faschinen und Palisaden. Auch die Wohngebäude für die Herren selbst und für das Gesinde sowieso waren längere Zeit nur aus Holz konstruiert. Weil Holz aber einen sehr vergänglichen Baustoff darstellt, sind uns solche Holzbauten heute nicht mehr erhalten, und ihr Vorhandensein kann höchstens noch anhand subtiler Untersuchung von Pfostenlöchern, Herdstellen und Mörtel- oder Lehm Böden nachgewiesen werden.

Man hat schon oft zu Datierungszwecken Mörteluntersuchungen vorgenommen. Die Resultate waren im allgemeinen bescheiden. Die lokalen Einflüsse waren fast durchwegs zu groß. Mehr läßt sich wohl aus der Steinart und aus der Steinbearbeitung herauslesen. Die gewöhnliche Mauertechnik bestand aus zwei, einer innern und einer äußern Mantelmauer, zwischen die eine Lage von weniger stark mit Mörtel

durchsetzten kleineren Bruchsteinen eingefüllt wurde. Für die Mäntel verwendeten die Baumeister die Findlinge der Umgebung und die größeren Steine aus dem Geschiebe der nahen Flüsse und Bäche. Dieses Baumaterial zeichnet sich namentlich bei den frühen Bergfriede des 11. und 12. Jahrhunderts sowohl in Größe als auch in Qualität und Art durch starke Uneinheitlichkeit aus. Eine strenge Schichtabfolge, wie sie oft bei römischen Bauten anzutreffen ist, kennen wir beim Burgenbau des Hochmittelalters fast nicht. Erst mit dem endenden 12. und beginnenden 13. Jahrhundert treten in unserer Gegend die behauenen Sand- und Kalksteine auf. Vorerst waren es einmal die Buckelquadern an den Turmkanten, später führte man in dieser Technik ganze Türme auf. Um ein sauberes Bauen im Lot zu erreichen, wurden vornehmlich Sandsteine aber auch Tuffe zu Quadern zugehauen. Um Arbeit zu sparen, genügte die volle Bearbeitung der beiden aufliegenden und der seitlichen Flächen. Die «innere» Seite wurde nicht geflächt, sondern roh belassen. Auf der Sichtseite entstand dadurch, weil nur die Kanten zurückgeschlagen waren, der Buckel. Sachliche, nicht ästhetische Überlegungen führten einst zur Herstellung von Buckelquadern. Erst nach und nach lernte man das dekorative Moment schätzen. Die höchste Blüte erlebten die Buckelquadern während der Renaissance. Immer wieder verblüfft das saubere, satte Setzen dieser Quadern. Wir konnten beispielsweise am Wohnturm von Alt-Regensburg feststellen, daß beinahe kein Bindemittel zwischen die Fugen gestrichen war. Vorwiegend im 13. Jahrhundert fanden Tuffe bei Tür- und Fenstergewänden Verwendung. Eine leichte Pha-



▲ Dolch aus der Burgruine
Attinghausen UR,
2. Hälfte 14. Jahrhundert

◀ Schweizerdegen aus der
Ruine Alt-Regensburg ZH
um 1470

sung ist dabei fast immer nachzuweisen. Tuff in feuchtem Zustand gebrochen, läßt sich sehr gut sägen und bearbeiten. An der Luft getrocknet, wird dieses Material glashart und eignet sich zu Bauzwecken ausgezeichnet. Vor allem an den Hängen des Töbtales sind zahlreiche alte Tuffbrüche heute noch nachzuweisen.

Die Ausgrabungen in den letzten Jahren haben gezeigt, daß neben dem Wohnturm die restlichen Bauten entweder ganz in Holz oder dann lediglich mit einem niedern Steinfundament mit daraufgesetztem Holzwerk konstruiert waren.

Ständer-, Bohlen- und Fachwerkbau existierten wohl nebeneinander. Erst im endenden 13. Jahrhundert finden wir das Bestreben zum bequemeren Wohnen im Palas. Dieser war entweder an die Ringmauer angelehnt oder direkt an den alten Bergfried gebaut. Die Wohntürme waren eng und finster. Die oft drei bis vier Meter dicken Mauern verunmöglichten eine bequeme Wohnweise. Der großzügigere Palas machte erst das Leben auf einer Burg erträglicher. Der Rittersaal entstand. Eigene Schlafgemächer wurden eingerichtet und die Küche wurde als selbständiger Raum ausgeschieden. Kyburg, Hegi und Greifensee bilden dafür prächtige Beispiele.

Einige Sonderarten sind noch am Bergfried zu erwähnen. Besonders möchten wir auf den Eingang hinweisen. Alle ebenerdigen Zugänge sind meist erst seit dem 16. Jahrhundert ausgebrochen. Die alten Eingangspforten lagen auf einer Höhe von sechs bis acht Metern und waren nur durch Holztreppe oder Holzbrücke zu erreichen. Sie lagen auch nicht in der Mauermitte, sondern außerhalb der Achse mit der äußeren Wand in einer Flucht mit der Innenseite der Turmwand. Daß im untersten Geschoß, also nur von oben durch ein Loch zugänglich, häufig die Gefängnisse eingebaut waren, mag sein. Sehr stark gestaltete man auf jeden Fall die Fundamente. Mauerdicken zu ebener Erde von drei bis vier Metern sind nicht außergewöhnlich. Normalerweise stellte man bei Höhenburgen die Fundamente direkt auf den Fels. Wo dies nicht möglich war, beispielsweise bei Burgen, welche auf Moränenhügeln errichtet waren, trafen wir fünf Meter tiefe, massiv gebaute Turmfundamente. Ein Untergraben war dadurch fast unmöglich geworden. Und gegen Untergrabung hatten sich die Burgbewohner vor dem endenden 14. Jahrhundert am meisten vorzusehen. Erst in jener Zeit kamen die pulvergetriebenen Geschosse in der Schweiz in Gebrauch. Sie stellten ja seit dem 15. Jahrhundert den Wert der mittelalterlichen Burgmauern in Frage. Deshalb ist es verständlich, daß wir ungefähr seit der Zeit des alten Zürichkrieges, also seit den vierziger Jahren des 15. Jahrhunderts nachweisen können, wie die Mauern stets verstärkt, in ihrer Neigung und im Anzug geändert und mit dickwandigen Bastionen und Rondellen versehen wurden.

Doch die Pulverwaffe war nicht allein am Niedergang der Burgen schuld. Die Festungsanlage war nicht aus der Welt geschafft. Bis in den zweiten Weltkrieg hinein war ihnen ein großer Wert beigemessen. Die Änderung fand sich in der Form und vor allem in der ständischen Bedeutung ihrer Insassen. Anstelle der Burgen traten die *befestigten Städte*. Das Bürgertum löste den Ritterstand ab. Die Ritter selbst nahmen Wohnsitz in der Stadt und traten selbst ins Bürgerrecht ein, um hier in der Verwaltung und Leitung dieser neuen Gemeinschaften häufig nochmals eine bedeutende Rolle zu spielen, wie wir dies bei der Schaffung der Zunftverfassungen in unseren Städten eindeutig nachweisen können. Ja, es war so, daß die Herren selbst zur Sicherung ihrer Territorien und zur Anziehung des lukrativen Handels und des Handwerks Städte gründeten. Zähringer und Kyburger waren darin führend.

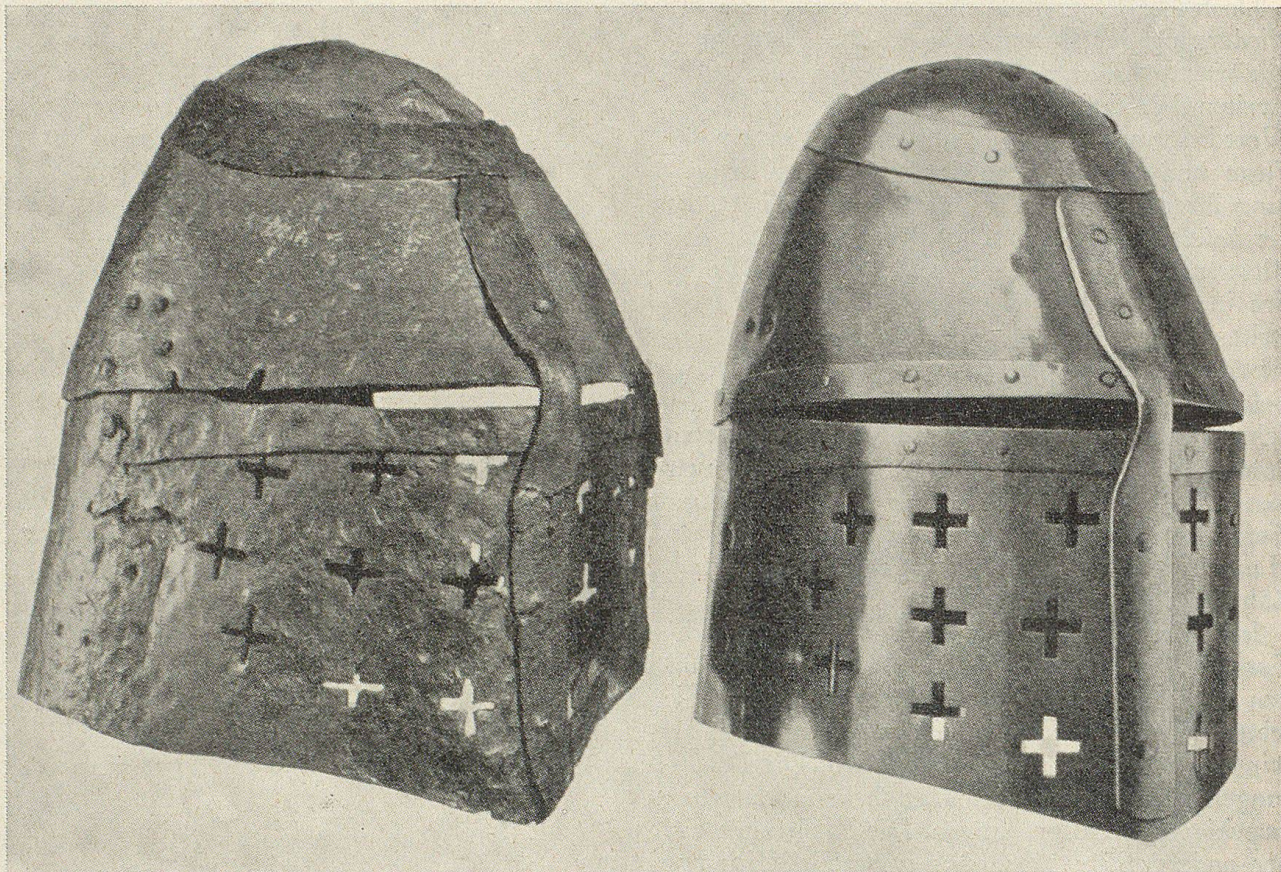
Im allgemeinen machen wir uns eine falsche Vorstellung über die *Lebensgewohnheiten* und den Lebensstandard dieser Burgbewohner. Sie lebten wohl wesentlich einfacher, primitiver, als wir dies heute uns vorstellen können. Die Behausungen sind uns einigermaßen bekannt aus den verschiedenen Ausgrabungen. Die Kleinfunde auf der andern Seite geben uns wertvolle Hinweise über die täglichen Gewohnheiten.

Zu den häufigsten Kleinfunden gehören die Keramikfragmente, also Bestandteile von Ofen- und Gebrauchskeramik. Dazu ist festzuhalten, daß glasierte Keramik erst in frühgotischer Zeit, also etwa um 1300 aufkommt. Vorher verwendete man durchwegs die auf der Scheibe gedrehte und dann gebrannte, aber nicht glasierte Tonware. Sie vermittelt im allgemeinen einen außerordentlich primitiven Eindruck. Zierformen beschränken sich auf Wellenlinien und Punktdekor. Töpfe sind im 11. und 12. Jahrhundert noch praktisch halslos und weisen nur einen kurzen aufgestoßenen Rand auf. Erst das 13. Jahrhundert bringt die ausgeprägte Halsform mit dem umgebogenen Rand. Die Frühgotik gab dann den Töpfern den Ansporn zur Durchbildung von lippigen, steil nach unten gezogenen Rändern. Anhand der Randprofile ist uns deshalb seit einigen Jahren die Möglichkeit gegeben, wenigstens für die Ostschweiz vernünftige Datierungen vorzunehmen. Eine analoge Entwicklung läßt sich bei der Ofenkeramik verfolgen. Wohl erst im 12. Jahr-



Glasiertes Tonköpfchen (Ofenkachel), 14. Jh., 1. Hälfte

hundert finden wir die «Kachelöfen». Vorher waren sie aus Steinplatten konstruiert, oder mehrheitlich brannte das offene Feuer. Diese frühen Kacheln bestanden aus schlanken Röhren, die auf einer Seite geschlossen waren. Wir nennen sie heute Röhren- oder Becherkacheln. Eine Glasur ist noch nicht daran zu finden. Die Überlegungen, welche zu dieser Kachelform überhaupt führte, beruhten auf reinem Zweck. Man wollte die Oberfläche der Öfen vergrößern, um dadurch auch die Wärmeabgabe zu steigern. Die Öffnungen waren von außen sichtbar, wie dies heute noch da und dort in Graubünden und im Tirol zu finden ist. Einen weiteren Fortschritt bedeutete die Umwandlung zur Pilzkachel im 13. Jahrhundert. Die Öffnung war nun auf der Innenseite angebracht. Auf der sichtbaren Seite war die Kachel durch eine Kalotte geschlossen. Sie er-



Topfhelm aus Madeln, 14. Jh. 1. Viertel (Original und Rekonstruktion)

hielt dadurch das Aussehen eines Pilzes und trägt nun in der Wissenschaft den Namen Pilzkachel. Um 1300 finden wir die ersten glasierten Pilzkachelkalotten. Das 14. und 15. Jahrhundert brachte in der Folge eine sehr schnelle Entwicklung. Der ursprünglich kupplige Ofen erhielt teils zylindrische, teils kubische Form. Die Kacheln wurden rund, teils glatt, teils vertieft oder quadratische und rechteckige Formen mit langen Hälsen setzten sich im 15. Jahrhundert durch. Das Hafnerhandwerk erlebte eine ungeahnte Blüte. Jedermann kennt die prachtvollen gotischen Ofenkacheln mit dem reichen Reliefdekor und der prächtigen braunen, grünen und gelben Glasur. Die schriftlichen Quellen zeigen uns Dutzende von Werkstätten. Die neuesten vergleichenden Untersuchungen ließen mich aber zum Schluß kommen, daß entweder ein starker Wanderzug herrschte, daß also die Gesellen von Ort zu Ort zogen und die selben Formen an verschie-

denen Orten wieder verwendeten, oder daß anderseits mit den Kachelmodellen ein schwungvoller Handel getrieben wurde. Nur so ist es erklärlich, daß wir die genau gleichen Kachelbilder auf Burgstellen des Rheintales (Freudenberg bei Ragaz), der äußern Ostschweiz und auf solchen im Zürichbiet finden konnten.

Zu den großen Seltenheiten gehören unter den Burgfunden die Glaswaren. Das weist darauf hin, daß Glas zu einem ausgesprochenen Mangelartikel zu zählen war. Während wir in den Baugruben der Städte dieses Material relativ häufig antreffen, findet es sich auf Burgstellen fast nie. Und zwar meinen wir nicht nur Gebrauchs- sondern auch Fensterglas. Glasfenster, wie wir sie aus der selben Zeit aus den Klöstern und Kirchen kennen und annehmen können, waren wohl auf den Burgen unseres Landes kaum in Gebrauch.

Ein ganz besonderes Augenmerk galt der Wasserversorgung, denn ohne Wasser konnte eine

langwierige Belagerung nicht durchgestanden werden. Zwei entscheidende Typen von Wasserspeichern wurden errichtet. Da die laufenden Brunnen noch unbekannt waren, half man sich entweder mit *Zisternen* oder mit *Sodbrunnen*. Bei frühen Anlagen finden wir vorwiegend die Zisternen. Es waren Bassins, in denen das Regenwasser ab den Dächern aufgefangen und bewahrt wurde. Sellenbüren am Uetliberg und Alt-Regensberg bilden dafür treffliche Beispiele. Das Versickern des köstlichen Naß verhinderte man durch Auskleiden der Wannen mit dicken Lehmlagen. Filtersysteme waren bereits sehr früh bekannt. Durch dicke Kiespackungen leiteten die Bewohner das aufgefangene Wasser in enge, aus aufgeschichteten, nicht vermörtelten Steinen konstruierte, zylinderförmige Behälter, aus denen es dann mit Kübeln aufgeschöpft werden konnte. — Die fortschreitende Technik erlaubte schon sehr früh das Ausbrechen von Sodbrunnen. Vorwiegend im Mittelland ließen sich die relativ weichen Molassefelsen verhältnismäßig leicht ausstechen. Sode bohrte man oft über 30 Meter tief bis auf eine wasserdurchlässige Schicht. Bei Tieflandbohrungen wurde häufig bis auf den Grundwasserspiegel vorgestoßen. Kyburg, Neu-Regensberg, Greifensee und andere mehr liefern treffliche Beispiele. In bezug auf Kleinfunde sind solche Sodbrunnen und Zisternen sehr ergiebig. Obwohl wir annehmen dürfen, daß während der Zeit des Gebrauchs diese Anlagen stets sauber gehalten waren, fielen doch vor allem bei gewaltvoller Zerstörung oft viele Gegenstände in den Sod hinunter oder wurden bewußt dort versenkt. Verschiedene Grabungen waren denn auch in dieser Richtung in der Schweiz sehr erfolgreich. In

Madeln, Kanton Baselland, fand man zwei Topfhelme aus dem 14. Jahrhundert, zwei der 14 auf der Welt heute bekannten Originalhelme der Ritterzeit. Auf der Hasenburg bei Willisau hob man im Sommer 1958 einen ledernen Schuh aus dem Mittelalter, eine große Rarität.

Aber was wir bis anhin angeführt haben, bildet nur einen geringen Teil der Kleinfunde, welche zur Klärung der Kultur und der Lebensweise auf einer solchen Burg beisteuern können. Wir denken vor allem noch an die Metall- und Textilfunde. Wir vergessen aber auch nicht die unzähligen Knochenfunde, wobei es sich fast immer um tierische Relikte handelt. Sie sind noch kaum einer genauen Untersuchung unterzogen worden.

All das Gesagte soll hier nur den Aufgabenkreis umschreiben, soll die Vielfalt der Probleme zeigen, welche der Burgenforschung noch obliegen. Mittelalterliche Burgen waren keine Einheitsbauten. Es gibt im Grunde genommen keine Norm. Die Gestaltung war mehrheitlich dem Gelände angepaßt. Entgegen dem strengen Lagerbau der Römer war die mittelalterliche Burg immer individuell gestaltet. Dies macht die Untersuchung interessant. Wir kennen keine Uniformität. Jeder Wehrbau trägt sein eigenes Gesicht, seinen eigenen Charakter. Nur in ganz großen Grenzen lassen sich Übereinstimmungen feststellen.

Die Burgenforschung steht also vor einer wundervollen Aufgabe. Sie will in die Vielfalt, die noch keineswegs erkannt ist, Licht und Ordnung hereinbringen und will neben der Abklärung und Erhaltung der Bauelemente auch die kulturellen Belange, über die wir noch unglaublich wenig orientiert sind, erforschen.

(Sämtliche Klischees aus «Nachrichten des Schweiz. Burgenvereins»)

AUS DER KULTURGESCHICHTE DER HEIMAT

Von Professor *Dr. Hans Lehmann*, früherer Direktor des Schweizerischen Landesmuseums in Zürich
Großoktav, 168 Seiten mit 86 z. T. ganzseitigen Abbildungen und 1 farbigen Tafel

In solidem Einband Fr. 10.— / Vorzügliches Geschenk auch für die reifere Jugend

Aus dem Inhalt: Wie die Burgen entstanden und wie man darin wohnte. - Vom Johanniterorden und seiner Kommende in Bubikon - Etwas über den Bauernstand vergangener Zeiten - Die Anfänge des Handwerks und der Handwerksorganisation - Vom Hausrat unserer Voreltern - Von alten Öfen - Die schweiz. Sitte der Fenster- und Wappenschenkung - Unser Volksleben in der Darstellung des 16. Jh.

Die «Neue Zürcher Zeitung» schreibt: «Es war ein guter Gedanke, die zahlreichen Aufsätze, welche der langjährige Direktor des Schweizerischen Landesmuseums, Prof. Dr. Hans Lehmann, im 'Appenzeller Kalender' durch mehrere Jahre hindurch veröffentlicht hatte, in einem Bande zu vereinigen. Unter dem Titel 'Aus der Kulturgeschichte der Heimat' entstand ein wertvolles Volksbuch.»

VERLAGSBUCHDRUCKEREI FRITZ MEILI, TROGEN